

WELCOME TO KABUL

von Lothar Riemer, Nandlstadt

„Welcome to Kabul“ - Afghanistan heißt uns willkommen. Mehr als 14 Stunden Reisezeit liegen hinter mir und meinem Kollegen, als wir gegen 06:00 Uhr Ortszeit am Kabul International Airport ankommen.

Direkt vom Schreibtisch in Potsdam aus, bin ich einmal mehr kurzfristig aufgebrochen, um über Berlin und Frankfurt nach Afghanistan zu reisen. Dringende Gespräche in der afghanischen Hauptstadt, sowie in Mazar-i-Scharif und Kundus, machen dies erforderlich. In meiner Funktion als Missionsbetreuer internationaler Polizeimissionen können manche Dinge nur vor Ort in einem persönlichen Gespräch geklärt werden.

Von deutschen Polizeibeamten werden wir direkt am Flugzeug in Empfang genommen. Sie statten uns mit der obligatorischen Splitterschutzweste und einem Schutzhelm aus. Ohne diese Lebensversicherung dürfen wir das Flughafengebäude nicht verlassen. Eingezwängt in einem schwer gepanzerten Fahrzeug fliegen die Häuser, oder sollte ich lieber Ruinen sagen, an uns vorbei und wir rasen durch die Innenstadt Richtung Gästequartier. Die Hoffnung, einer Sprengmine oder einem Attentäter nicht zum Opfer zu fallen, wird mich die ganze Zeit begleiten.

Nach kurzem Frühstück und Katzenwäsche zwängen wir uns wieder ins Fahrzeug, um unmittelbar vom Camp aus zu diversen Besprechungen und Besichtigungen deutscher Polizeiprojekte zu fahren. Im flotten Tempo durch die Millionenmetropole, komme ich mir vor wie der Hase auf dem Felde, der versucht, durch schnelle Haken dem Jäger zu entkommen. Die Gesprächsrallye wird, wie so oft, bis kurz vor Mitternacht dauern, lediglich unterbrochen durch kurze Mahlzeiten und Zigarettenpausen. Zeit spielt im Land am Hindukusch nur eine untergeordnete Rolle. Stechuhren, Tages- und Wochenarbeitszeiten sind Fremdwörter. Selbst am arbeitsfreien Freitag, dem moslemischen Feiertag, arbeiten unsere internationalen Polizisten und Hilfsorganisationen. „Es gibt viel zu tun, packen wir`s an“. Dieser alte Werbeslogan kommt mir immer wieder in den Sinn.

Gegen neun Uhr in der Frühe wird unsere Besprechung im Polizeihauptquartier von EUPOL, dem europäischen Polizeihauptquartier, durch einen Großangriff der Taliban unterbrochen.

Tiefes Grollen und dumpfe Schläge künden von Bombenattentate, die gleichzeitig an verschiedenen Kabuler Örtlichkeiten stattfinden. Sie sind verbunden mit Selbstmordanschlägen und Geiselnahmen. Erfahrene Kollegen wissen gleich, um was es sich bei den ungewohnten Geräuschen handelt. Die Situation zwingt uns im Hauptquartier zu bleiben und geplante Termine im Stadtgebiet abzusagen. Ein Gespräch mit dem deutschen Botschafter fällt der Sicherheit ebenfalls zum Opfer. Rauchwolken steigen auf, Sirenen heulen durch die Stadt und NATO Kampfeinheiten, sowie afghanische Nationalarmee versuchen die Situation unter Kontrolle zu bringen. Das mulmige Gefühl bleibt und ich schicke meiner Frau eine kurze SMS: „Bin in Sicherheit“. NTV und CNN haben vermutlich schon „live“ geschaltet und ich weiß, dass meine Frau zu Hause wie auf Kohlen sitzt. Nach einer kurzen Lagebeurteilung unserer Gesprächspartner und der Erkenntnis, dass alle deutschen Polizisten in Sicherheit sind, gehen wir wieder zum Tagesgeschäft über.

Zwei Tage später sitze ich in einem über 40 Jahre alten Transall Bundeswehrtransportflugzeug. Ich muss nach Mazar-i Scharif ins große Bundeswehrcamp. Festgeschnallt im Frachtraum, meinen Koffer zwischen den Beinen eingeklemmt und Ohrschützer gegen den Höllenlärm, sitze ich auf der unbequemen Segeltuchbespannung. Diesmal gelingt der Transport beim ersten Versuch, was nicht immer der Fall ist. Manchmal fallen Flüge aufgrund Schäden bzw. technischer Mängel am Fluggerät aus. Oft ist auch die Wetterlage ungünstig und der Flug muss kurz vor dem Ziel abgebrochen werden. Bis an ihre Höchstleistung getrieben, versuchen die beiden Propellermotoren die Maschinen über den Hindukusch zu heben. Aber bei fehlender oder schlechter Thermik schaffen sie es eben manchmal nicht und die Umkehr ist unvermeidlich. Dieser Flugzeugtyp wurde seinerzeit als Transporter für Fallschirmspringer über Europa eingesetzt. Aber das ist schon lange her und der Kalte Krieg Geschichte. Jetzt müssen sie in Afghanistan ihren Dienst leisten, was oftmals eine Überforderung der Technik darstellt.

Von Mazar-i-Sharif aus begleite ich zu Fuß drei deutsche Polizisten bei einer Sicherheitsstreife durch eine afghanische Kleinstadt. Der dortige Chef der Kriminalpolizei bat die Polizisten des deutschen Aufbauteams um Unterstützung und um Machtdemonstration damit seine Autorität gewahrt bleibt.

Heute ist somit Fußstreife angeordnet und mit gebührendem Respekt und hellwach „spazieren“ wir in Begleitung der dortigen Polizei durch die Kleinstadt. Stolz bringt der Kripo Chef damit zum Ausdruck, wer das Sagen in dieser Stadt hat; zumindest

derzeit! Den Rücken halten uns vier Feldjäger der Bundeswehr frei, gefolgt von eigenen gepanzerten Fahrzeugen, um uns im Notfall sofort in Sicherheit zu bringen. Die Sicherheitsausrüstung, die wir mit uns herumschleppen, bietet nur bedingt Schutz. Aber selbst in Deutschland gibt es für Polizisten keine hundertprozentige Sicherheit. In Afghanistan muss man in Sachen Eigensicherung sicherlich noch mehr Wert legen. 20 Kilo schleife ich mit mir herum. Splitterschutzweste, Gewehr und Pistole, dazu noch ein Funkgerät. Der Schweiß fließt in Strömen den Rücken herunter und der Rücken schmerzt nach kurzer Zeit.

„Ganz schön aus der Übung geraten“, denke ich mir, und versuche den Fußmarsch mit Würde zu ertragen. Wir rechnen immer mit einer Schießerei oder Sprengfalle. Dementsprechend aufmerksam und angespannt führen wir die Fußpatrouille durch. Kinder laufen freudig auf uns zu, Männer winken uns zu einem Gespräch heran und verschleierte Frauen schauen verstohlen auf uns Fremde. Da uns die Afghanen offensichtlich wohl gesonnen sind, halten wir mit ihnen einen Plausch, den ein Dolmetscher übersetzt. Während der Gespräche wandern unsere Blicke ständig umher, um nicht doch in einen Hinterhalt zu geraten. So bleiben wir nicht all zu lange an ein und demselben Ort und sind ständig in Bewegung. Sicherheit geht in dieser Mission über alles, was ich in anbetracht der freundlichen Menschen sehr bedauere. Wie so oft wird uns zu verstehen gegeben, dass wir eigentlich gerne gesehen sind. Wer will nicht Frieden und Freiheit leben. Deutsche ebenso wie Afghanen.

Mittagessen im Speisesaal der Bundeswehr in Kunduz. Das Essen ist hervorragend, üppig und abwechslungsreich. Ich genieße das Essen und die ungezwungenen Gespräche mit meinen Kollegen. Aber als mein Blick nach oben an die Decke wandert, sehe ich ein notdürftig geflicktes Loch wie zur Mahnung. Es stammt von einer Rakete, die auf das Lager abgefeuert wurde. Sie blieb in der Kantinendecke stecken und explodierte glücklicher Weise nicht. Mein schmackhafter Nachtsch bekommt einen bitteren Beigeschmack.

Zehn Tage später lande ich wieder in Berlin und versuche in die Normalität der Schreibtischarbeit hineinzufinden. Irgendwie gelingt mir das jedoch immer schlechter. Nachts sitzt ein Teufel auf mir und hämmert auf meine Brust. Verkörpert er all die Toten und Geschundenen, die ich im Laufe meiner vielen Polizeijahre gesehen habe? Ich bekomme kaum noch Luft, habe Schweißausbrüche und das Gefühl zu ersticken. Schweißgebadet liege ich im Bett und bin versucht, schon um fünf Uhr ins Büro zu gehen, um mich mit Arbeit zu betäuben.

Plötzlich tauchen auch tagsüber diese Opfer vor meinem geistigen Auge auf. Eigentlich hatte ich sie im Keller meiner Seele eingesperrt. Nun kommen sie immer öfter ins Wohnzimmer und tanzen unkontrolliert herum. Die Fachleute bezeichnen dies als "flash backs", eine Art Heimsuchung. Ich kann sie kaum noch bändigen, geschweige denn, wieder in den Keller bugsieren. Sie treiben mir Tränen in die Augen und das Herz scheint zu bluten. Was ist nur los mit mir?

Endlich habe ich Urlaub. Meine Frau und ich haben uns aufgemacht gen Süden. Nach zwei verschobenen Urlauben, natürlich wegen Afghanistan, hat es endlich geklappt. Die letzten Arbeitstage bin ich mehr gestolpert als gelaufen. Selbst das abendliche Joggen wurde zur Qual, bis ich auch dies endgültig lies.

Bis zum ersehnten Urlaub hatte ich die Stunden gezählt. Nun kann ich endlich abschalten, regenerieren und die Seele baumeln lassen. Aber diese geht ihren eigenen Weg. Sie schreit um Hilfe und der Körper eilt mit unaufhaltsamen Schritten herbei. Albträume, Angstschweiß und der Diabolo auf der Brust machen mir die Nächte zu Hölle. Ich habe das Gefühl, dass seine Klauen tief in meinen Körper eindringen und mir die Seele aus der Brust reißen. Der Blutdruck erreicht bedrohliche Höhen und vor Magenschmerzen kann ich mich kaum auf den Beinen halten. Nächtliche Weinkrämpfe kommen immer öfters und hinterlassen tiefe Spuren in meinem Gesicht.

Der körperliche Verfall ist nicht mehr aufzuhalten. Meine Frau, die diese Entwicklung schon länger mit Sorge verfolgt, ermuntert mich, noch aus dem Urlaub heraus, mit meiner Ärztin zu telefonieren. Einfühlsam und kompetent erkennt diese sofort die Ursache und weist mich in eine Akutklinik für psychosomatische Erkrankungen ein. Viele Bundeswehrsoldaten, Polizisten aber auch betroffene Ärzte und Lehrer werden sechs Wochen lang meine Begleiter und Leidensgenossen. Vordringlich wird der körperliche Verfall gestoppt und die Fitness wieder hergestellt.

Erst dann versucht man vorsichtig, den Heilungsprozess der Seele in Gang zu bringen. Die dortigen Therapeuten raten mir, meinen „Leichen“ einen speziellen Raum zu geben und in einem Büchlein aufzuschreiben. Jede Person soll eine Buchseite erhalten. Mit gemischten Gefühlen gehe ich in ein Schreibwarengeschäft und kaufe mir ein kleines Büchlein mit Magnetverschluss. Schließlich soll auch akustisch das Buch geschlossen werden, damit meine Toten wieder ruhen. Auf die Titelseite schreibe ich: „ Zum Keller der Leichen und sonstigem Unrat“.

Als ich mich dazu aufraffe, meine seelische Wohnzimmertür aufzumachen, spitze ich ängstlich lediglich ein bisschen hinein. Doch es hilft nichts, die Tür muss ganz geöffnet werden. Da sehe ich sie alle vor meinem geistigen Auge. Die Toten und deren Angehörige, die Geräusche, der Geruch und das Leid der Hinterbliebenen. Die geschundenen und geschlagenen Ehefrauen, verwaarloste Kinder und Alte, Junkies, Prostituierte und Sexmonster. *„Na, da hast du dir ja schöne Gäste in dein Wohnzimmer geholt“*, denke ich mir und fülle Seite um Seite.

Bei meinem ersten Eintrag ist es, als ob beim Computerbildschirm eine Taste bewegt wird und schon schaltet der Bildschirm von dunkel auf hell erleuchtet. Der erste dienstliche Tote steht so präsent vor meinem Auge, als wenn es gestern gewesen wäre. Ein Selbstmörder warf sich gegen 11:00 Uhr, am Tag vor Heilig Abend vor eine Münchner U-Bahn. Der Körper durch die Räder der Bahn geschunden und zerschlagen, lassen mich zweifeln ob dies einmal ein Mensch war. Er ist jedenfalls kaum mehr als solcher erkennbar. Später stellt sich heraus, dass der Mann aus der Psychiatrie entlaufen war, um es wieder einmal zu probieren - den Selbstmord. Diesmal gelang es ihm und so stehe ich junger Polizist an den Gleisen und starre auf die Überreste dieses Menschen. Hilflos und unfähig die richtigen Maßnahmen zu treffen, Bin ich dankbar, dass mein erfahrener Kollege die Arbeit übernimmt. Ein hilfloser Helfer bin ich in diesem Moment. Mein erstes Weihnachten in München, mit Frau und Neugeborenem hatte ich mir anders vorgestellt. *„Der eine geht, der andere kommt“*, geht es mir am Heiligen Abend ständig durch den Kopf.

Es klebt an meinen Dienstschuhen und jeder Schritt durch die riesige Blutlache verursacht ein schmatzendes Geräusch. Ein jugoslawischer BMW Arbeiter hatte versucht, sich mit einem Messer die Pulsadern zu öffnen.

Es gelang ihm zwar, aber als es nicht schnell genug ging, schlug er sich mit einem Hammer zusätzlich auf den Kopf. Blut quillt auch aus dieser Wunde.

Drei Drogentote aus meiner Zeit als Zivilfahnder am Hauptbahnhof kehren ebenso wieder, als auch die vielen Verkehrstoten. Die erfolglose Reanimation eines Rentners, der ertrunkene Badegast im See und ein nackter Selbstmörder vom Baugerüst der Kirche in die Tiefe gestürzt.

Da ist auch noch die alte Dame. Elegant gekleidet saß sie auf dem Sofa ihrer blitzsauberen Wohnung. Das liebevolle Bild wurde nur durch eine Plastiktüte gestört, die sie sich über den Kopf gestülpt hatte. Sie war des Lebens überdrüssig. Leider

tauchen auch meine eigenen Kollegen auf, die sich selbst gerichtet haben; viel zu viele bereits.

So geht es weiter, Seite um Seite, Erlebnis um Erlebnis.

In Gedanken versunken, bleibe ich auf der Buchseite hängen, die ich den Toten eines Massengrabes in Bosnien/Herzegowina widme. Anlässlich meines Einsatzes als UN Polizist war unsere Aufgabe auch, bei Massengraböffnungen dabei zu sein.

Ich höre wieder das Klagen der Hinterbliebenen, rieche die Verwesung und sehe die großen schwarzen Plastiksäcke, in die diese menschlichen Überreste hineingelegt werden. Zu diesem Zeitpunkt waren sie lediglich eine Nummer auf dem Leichensack. Ob sie jemals identifiziert werden können?

Kürzlich hatten mich zwei junge Damen über Facebook gefunden. Ich hatte sie als kleine Mädchen vor über 12 Jahren in Bosnien unter meine Fittiche genommen. Durch einen Schuss aus einem Hinterhalt war ihr Vater getötet worden. Die Mutter verdiente als Dolmetscherin bei unserer Einheit ihren Lebensunterhalt für sich und die Kinder. Da ich selbst mehrfacher Vater bin, sah ich es als selbstverständlich an, mich um die Mädchen zu kümmern. Nun schrieben sie mir per Mail, wie sehr ich ihnen geholfen hätte und zugleich ein bisschen Vaterersatz war.

„Was sind sie doch für hübsche junge Frauen geworden“, denke ich mir. Mit Herz und Verstand haben wir UN Polizisten damals versucht, ein bisschen zum Frieden beizutragen und Kriegsverbrechen zu unterbinden, um den Menschen eine halbwegs friedliche Zukunft zu sichern. Schon allein dafür hat sich der UN Einsatz gelohnt, denke ich mit Wehmut im Herzen.

Ich bin völlig erschöpft und ausgelaugt. Nach über einer Stunde Schreibarbeit sind 50 Seiten meines Büchleins beschrieben. Hörbar schließe ich meine Erinnerungen für den heutigen Tag ab. Ich bin erschrocken, wie präsent alle Akteure sind.

Ein Gedicht von Mascha Kaleko kommt mir in den Sinn:

*„der weiß es wohl, dem gleiches widerfuhr
und die es trugen mögen mir vergeben
bedenkt: den eignen Tod, den stirbt man nur,
doch mit dem Tod der andern muss man leben“*

Wie oft haben mich ängstliche und verzweifelte Augen angesehen, als wir die Todesnachricht überbrachten?

Wie oft war ich selber hilflos, um den Trauernden beizustehen?

Wie oft war ich fast gelähmt vor der Aufgabe, wieder Leid zu überbringen?

Wie oft hatte ich Angst um mein eigenes Leben?

....doch, mit dem Tod der andern muss man leben.

Habe ich viel zu lange versucht, wie so viele meiner Kollegen, den Mitmenschen zu helfen, und dabei vergessen selber loszulassen, Abstand zu gewinnen? Es beschäftigen uns die Schicksale unseres Gegenübers mehr als uns lieb ist. Welcher Geschädigte oder Hilflose ist nicht dankbar über einen empathischen, hilfsbereiten und verständigen Polizisten, der vor Ort alles im Griff hat, keine eigene Gefühle zeigt und immer eine Lösung parat hat. Doch um welchen Preis?

Der unkontrollierte Tanz meiner Toten im seelischen Wohnzimmer ist beendet. Langsam aber sicher begeben sich die Ungeheuer wieder in den Keller. Einfühlsame Ärzte, Therapeuten und Polizeiseelsorger geben mir Halt, Richtung und Stabilität. Aber vor allem unsere Partner und Lebensgefährten, die täglich um uns Polizisten bangen, sind eine unschätzbare Hilfe.

Durch ihr Verständnis, Liebe und Zuneigung ist es uns meist erst möglich, all das Grauen und die menschlichen Tragödien zu ertragen. Trotz allem Bemühen und Verständnis sehen sie nur verschwommen den Abgrund, in den wir hinabsteigen müssen. Aber sie helfen uns, unversehrter wieder daraus empor zu steigen.

Lothar Riemer

27.11.2012